



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brockdorff, Frigga von: Chopin und seine Liebe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Anstrengung auf dem Bauche fort. Es war todkrank, und um seinen Qualen ein Ende zu machen, sah Okolitsch sich gezwungen, trotz der Frühjahrszeit ihm den Gnadenschuß zu geben. Bei der darauffolgenden Besichtigung stellte sich heraus, daß es zweifellos derselbe gefleckte Hase war, der am Morgen Voi fast zum Einspringen verleitet hatte. Beide Hinterbeine waren in den Schenkeln gebrochen, und das ganze Hinterteil war zerfetzt und mit geronnenem Blut bedeckt. Der Schuß des Bauern hatte also richtig dem Hasen gegolten, wie Okolitsch gleich damals vermutete, war aber schlecht gezielt gewesen, und das unglückliche, auf den Tod verwundete Tier hatte sich über den Schnee geschleppt, bis die Krähen seiner ansichtig geworden und über es hergefallen waren, um es durch Schnabelhiebe aufzuhalten und zuletzt halb lebend zu verspeisen.

Einen bösen Wunsch richtete Okolitsch an die Adresse des langen Unmenschen, der den Schuß abgefeuert hatte, und während er über den Graben sprang und auf der Heerstraße fortging, dachte er wieder lange darüber nach, wo er den unheimlichen Gesellen früher zu Gesicht gekriegt hatte. Dieser schwebte ihm so deutlich vor, als ob er ein genauer Bekannter von ihm wäre, und zwar aus nicht gar ferner Zeit, aber auf weiteres konnte er sich nicht besinnen. (Fortsetzung folgt.)



Chopin und seine Liebe

Von Frigga von Brockdorff-Frankfurt a. M.



Frédéric Chopins Bild! Wie spottlustig — bei aller Melancholie — waren die blauen Augen, wie fein sein Lächeln, wie stolz die gebogene Nase! Sein Haar war seidenweich, die Gestalt schwächlich, zart, fast zusammenbrechend. Mit gedämpfter Stimme erzählte er kleine, delikate Sachen und wärmte sich dabei vor dem Kamin. Seine Schwächlichkeit schloß ihn schon seit jeher vom brutalsten Lebenskampfe aus, und Gebot und Neigung wiesen ihn in das Reich der seidenen Schleppen, der ringgeschmückten Finger, das Reich der brokatenen Westen und geschliffenen Bonmots. Dieser vollkommene Gentleman mit weißen Handschuhen und blendender Krawatte, der elegante Kavaliere mit Stabriolett und Diener, dieser schöne Herzenbrecher war ganz dazu angetan, in einem Kranz reizender Frauen die zärtlichste Rolle zu spielen und durch die verführerische Grazie seiner Persönlichkeit, den aristokratischen Anstrich seiner Kunst sich die besten und feinsten Menschen jener guten und feinen Zeit mühelos zu erobern.

Er ist sanft gewesen — nicht schwach, wie Mißgünstige behaupteten, und man hat es Fiehl arg verübelt, daß er Chopin ein „Krankenzimmertalent“ genannt hatte.

Manchmal — im Hause des Mäzens und Musikfreundes Leo — konnte man plötzlich neben dem Meister eine seltsame Erscheinung erblicken. Ein dunkles Weib in Männerkleidung, mit kühnen, brennenden Augen und einem stolzen Gesicht. George Sand! Ihre triumphierende Haltung, bedeutungsvoll und gebietend zugleich, gemahnte an die uns oft übermittelte erste Begegnung dieser beiden Großen.

Ein glänzendes Fest war vorüber. Die Ballsäle hatten sich geleert. Chopin saß vor dem Klavier. Brillant flossen die Klavieren, Melodien kamen auf, trillerberauscht zog es dahin in Arpeggien, weitmaschigen Akkorden und kühnen Sprüngen. „Bist sei der Erste“, sagte man damals, „Chopin aber der Einzige!“ Da — ein leichter Weichenduft, das Klatschen eines Frauengewandes — in der Tür stand unbeweglich und bleich die schöne Delia (George Sand). Ihre flammenden Augen hingen so zehrend, so selig vergessen an dem Antlitz des Meisters, bis er aufschauen mußte. Ein jähes Staunen, zärtliches Fragen flog über seine Züge, tiefe Blut, stumme Bejahung antworteten von drüben. Und wieder spielte Chopin — aber diesmal nur für sie. Leidvoll, gequält, verlangend, Mut und Liebe, slawisches Feuer und mondäne Diskretion, Gewalt und Zartheit, Verzweiflung und Anmut fangen aus den Liedern des emigranten Polen, Rassenmusik — alle Lebensströme gelöst in Tanz. Aber manchmal strich es auch beschwichtigend darüber hin, wie das leise Klagen einer Windharfe in monddunklen Nächten. . . . George Sand war aufs zärtlichste erregt. Glaubte sie doch in seiner sehnüchtigen Seele die eigene vom Leid der Zeit ergriffene gespiegelt zu sehen. Schon kurz darauf bat sie Bist, Chopin nach ihrem Sommerfize Rohant zu bringen: „Ich bete ihn an, ich vergöttere ihn!“

Bis jetzt war er hauptsächlich der Held eleganter, eitler Mädchen gewesen; hübsche Musikgänßchen waren mit Augenaufschlag seinem Wesen gefolgt — nun stand zum ersten Male eine Frau vor ihm, großzügig, geistvoll und in Schönheit strahlend. Und die bedeutendsten Geister jener Zeit fanden bei ihr ihren Sammelplatz. Victor Hugo, Balzac, Sandeau, Musset, Gautier, Béranger, Mérimée, St. Boeue, Guizot, Thiers, Delacroix, Ary Scheffer, Pauline Viardot, Franckomme, der deutsche Lyriker Henri Heine und der deutsche Musiker Hiller gingen zwanglos in ihrem Hause aus und ein. Chopin soll von ihr mit weichster Rücksicht, zartester Schonung behandelt worden sein, wenn man ihren eigenen Bekenntnissen trauen darf. Ja, als im Winter 1837 ein beginnendes Lungenleiden des Künstlers seinen Aufenthalt in milderem Klima notwendig machte, schloß sie sich mit ihren Kindern (der Sohn Maurice war ebenfalls erholungsbedürftig) dem Freunde an und begleitete ihn auf die Insel Majorka. In einem verlassenem Karthäuserkloster zu Baldeмоса fanden die Reisenden nach vielen Mißhelligkeiten schließlich Unterkunft.

„Unfrisiert, ohne weiße Handschuhe und bleich wie gewöhnlich sitze ich hier,“ schrieb der wohlsoignierte Chopin, „zwischen Klostergängen, verlassenem Friedhöfen, Rosen und Zypressen.“ — Gesundheitlich bedeutete überhaupt dieser ganze Aufenthalt einen starken Mißerfolg für ihn. Die Robustheit der George Sand befand sich gut im Kampfe mit Wind und Wetter und Unbilden aller Art —, Chopin litt unsäglich unter Kälte, heftigen Regengüssen, dem Mangel an gewählter, leichter Kost und dem Fehlen eines Klaviers. Erst viel später kam ein Instrument aus Paris. „Der arme, große Künstler war ein abscheulicher Patient,“ schrieb die George Sand. Er muß ihr dort eine wahre Last gewesen sein; das Kloster war für ihn voll Schrecken und Phantomen, sowie überhaupt dunkle Ahnungen und Befürchtungen, der düstere Apparat der katholischen Mystik, ihn sein ganzes Leben lang verfolgten und nicht losließen. Wenn sie zum Beispiel mit den Kindern von ihren Spaziergängen heimkehrte, fand sie ihn oft geisterhaft blaß, mit starrem Auge und gesträubten Haaren vor dem Klavier. Er erkannte sie nicht. Einmal,

als die Bäche ausgetreten waren und sie lange ausbleiben mußten, war er halb toll vor Qualen und Tränen: „O, ich wußte wohl, daß ihr tot seid!“ Er wollte die Freundin nicht erkennen, erschien sich selber tot und erzählte, daß auf seine Brust eisige Tropfen rannen; wie ihn dann später Madame Sand auf das Geräusch des fallenden Regens auf dem Dache aufmerksam machte, wollte er es nicht glauben.

Der Winter in Majorca brachte uns aber die besten und erschütterndsten seiner Musikwerke: die 24 Präludien op. 28, die Ballade op. 38, das Scherzo op. 39, zwei Polonäsen op. 40 und die Mazurka op. 41 Nr. 2. Wenn die Präludien vielleicht teilweise schon früher begonnen waren, so sind sie doch in ihrer heutigen Gestalt, in der Vielseitigkeit ihrer Stimmungen, dem aparten Reiz ihrer Eigenart als Ausfluß der Borne und des Grauens zugleich, welchen das Verweilen im verlassenem Kloster dem Künstler schuf, zu betrachten. Er ist als eine durchaus lyrische Natur immer gleich bereit, das Erleben intuitiv in Töne umzusetzen, in feinste Nuancen. Und alle seine Schöpfungen sind direkt oder indirekt unter der Eingebung der Liebe geschrieben. Gläubig sang er von ihr und von allem, was sie brachte an Glück und Schmerz, voll tiefster Innigkeit, mit reinem Herzen und rührendster Keuschheit des Empfindens.

Und diesmal war er restlos in einer großen Hingabe aufgegangen, diesmal hatte er sich verschrenkt, liebend und geliebt, bis zum letzten Teilchen seines Wesens. George Sand dagegen machte zu dieser Zeit schon und besonders später die Behauptung geltend, sie hätte bloß mütterliche Neigung zu Chopin gefühlt. Er aber schrieb bereits im folgenden Sommer aus Nohant an einen Ergebenen: „Miete eine Wohnung für George Sand! Um Gottes willen, lieber Freund, interessiere Dich dafür aufs regste — es sind meine Angelegenheiten!“ In Nohant schuf dann der Meister 1839 die B-Moll-Sonate, das Notturmo G-Dur op. 37 und drei neue Mazurkas op. 41.

Bald darauf zog er, um größere Bequemlichkeiten zu genießen und besser gepflegt zu werden, in Paris ganz zu seiner Freundin in die Rue Pigalle, wo er bis zum Sommer 1841 wohnte. Auch hier war er bald wieder Mittelpunkt der geistigen Elite. Über sein Äußeres schrieb Moscheles in dieser Zeit: „Er ist ganz ähnlich wie seine Musik, sanft und enthusiastisch! Seine Elfenbeinfinger gleiten zart über die Tasten. Man läßt sich wie von einem Sänger hinreißen.“ — Ein anderer wieder ruft aus: „Er verdreht allen Französinen den Kopf und macht ihre Männer eifersüchtig.“ Und: „Bald wird die vornehme Welt Handschuhe à la Chopin tragen; er ist in der Mode!“

Leider aber kam es jetzt zu häufigen Verstimmungen zwischen dem Freundespaare. Der Mann, in sich gefehrt, fast Zärtling, mit dem weiblichen Gemüt und den aristokratischen Mürren, die Frau groß angelegt, in alle Tiefen tauchend und selbst vor Demem gelegentlich nicht zurückschreckend — diese beiden konnten einander wohl anziehen, sich aber nicht für die Dauer vereinen. Das Schicksal erlaubt sich zuweilen den tragischen Wit, derartig gegen-, nicht füreinander geschaffene Elemente in heftigster Leidenschaft eben zum feindlichen Pol entbrennen zu lassen.

Sie mit ihrem beweglichen Geist, ihrem starken Herzen schuf leicht, frei und heiter, ihm wandte es sich schmerzhaft los, er zerbrach Federn, zergrübelte, zermarterte sich sein Gehirn, um Geschaffenes zu verbessern oder zu verwerfen und

immer wieder abzuändern, bis er zuletzt auf die Anfangserfindung zurückkam. „Seine zehrende Sehnsucht in ihre jauchzende Kraft umzuwandeln, war ihr nicht möglich.“ Sie stand damals auf der Höhe ihres Talentes und ihres weiblichen Triumphes. „Er klagte, sie verklagte,“ sagte ein Zeitungsbericht kurz nach jener Zeit. „Und in der Mühe des gegenseitigen Sicherklärens“, erzählte dieser Aufsatz weiter, „entschwand unmerklich das leidenschaftliche Kolorit.“ So trat sie einst voll stolzen Übermutes zu ihm, der leise präludivierend vor dem Klavier saß: „Die Zeit der Tänze, der Nottunen ist vorüber,“ rief sie, „wir brauchen stärkeres Lebenswerk, mächtigeres Fassen! Hier mein Text zu einer Oper, die die tiefgründigsten Fragen unseres Jahrhunderts aufrollen wird!“ Chopin hörte halb hin. . . . Dann zogen seine schönen Hände milb über die Tasten, und träumerisch erklang eine — Präludie. George Sand erblaßte tief. Sie ließ ihr Manuskript in den Flammen des Kamins auflodern und verließ schweigend das Zimmer.

Trotz dieser heimlichen Qualen war es dem Künstler nicht möglich, von der geliebten Frau zu lassen. Sie wechselten wieder die Wohnung und zogen nach der Cité d'Orléans. Seine Räume waren mit unzähligen Bibelots, kostbaren Geschenken und stets von einer Fülle frischer Blumen geschmückt, die ihm unentbehrlich waren. „Beilchen, Beilchen sollen um mich sein“, schrieb er noch bittend an seine Freunde von seiner letzten Lebensreise aus. Aber die schöne Geliebte „la femme à l'oeuil sombre“, wie Musset sie in bitterem Liebesgroll nannte, sollte langsam, langsam seinen zärtlichen Händen entgleiten. Sorgeseht und unter den verschiedensten Anlässen gab es Mißhelligkeiten. So schien, durch ihre Schuld, auch eine Trübung der Freundschaft Chopins zu Bizet entstanden zu sein. „Chopin verhielt sich diesem gegenüber neidisch reserviert“, erklärte sie ziemlich rüchhaltlos. Bizet aber äußerte sich, über den Grund der Abkühlung befragt: „Unsere beiden Damen (Komtesse d'Agoult und George Sand) hatten Streit miteinander, und als Cavalier mußte jeder von uns zur Seite seiner Liebsten halten!“

Die Sommertage verbrachte der Künstler aber noch immer in Mohant. Seine Liebe für das Landleben war aufrichtig und bestand schon von frühester Jugend an. Doch eine überaus große Reizbarkeit verdarb ihm jetzt die Freude an den reinsten Genüssen, er war, sagt George Sand, von so krankhafter Empfindsamkeit, daß „der Schatten einer Fliege seine Seele bluten machte“. Dazu kam noch 1844 der Tod seines Vaters und des liebsten Jugendfreundes Johann Matuszinski, eines polnischen Arztes, der sich in Paris niedergelassen hatte.

Bis dahin hatte er immer sein Verhältnis vor den streng denkenden Eltern zu verbergen gesucht. „Die Herrin des Hauses“, schrieb er stets, wenn er von seiner Freundin sprach; nun aber wandte sich diese selbst an Chopins Familie, mit besonderer Betonung ihrer mütterlichen Liebe zu dem Künstler und dem Versprechen steter Obhut und Pflege, die sie ihm gewähren wolle. „Mon cher enfant“ nannte sie ihn da. — Im Sommer darauf weilte seine Schwester Louise in Mohant, wo sie von George Sand mit großer, überschwänglicher Zärtlichkeit behandelt wurde. „Chopin sehnt sich fortwährend nach Mohant und kann es dann dort nicht aushalten“, klagte sie zur Schwester. Das Zusammenleben wurde immer unerträglich. Unannehmlichkeiten mit dem Sohne Maurice kamen vor; anderwärts wird behauptet, der Streit wäre wegen George Sands Tochter Solange und deren Gatten Clésinger ausgebrochen; in Wahrheit mögen die beiden Menschen

eine so tiefe Enttäuschung füreinander gewesen sein, daß sie in ihrer Erregung die Schwierigkeiten des Alltags als Masken dem Zusammenbruch ihrer Leidenschaft vorhielten. Chopin interessierte sich nicht hervorragend für Literatur. Alles Deklamatorische in Kunst und Leben war ihm verhaßt, die sozialistisch und revolutionär gesinnten Freunde der Dichterin hielt er in seinem mehr fraulichen Gemüt für vulgär und taktlos. Endlich erschien Delias neuester Roman: „Lucrezia Floriani“. Übereifrige Kommentatoren brachten es dem Freunde eilends zu, daß der verzärtelte, weichliche Held, der mit seiner wahn sinnigen Liebe die gereifter empfindende Frau zu Tode quält, er selber wäre. Nach einer andern Lesart soll er selbst die Korrekturen gelesen haben, als George Sands Kinder auf die Blätter wiesen: „Monsieur Chopin, wissen Sie, daß Sie es sind, den man da gezeichnet hat?“ — „Böse Herzen drängten sich zwischen uns“, hört man nun wieder George Sand jammern, sie, die tiefste Freude und der furchtbarste Abscheu des Künstlers. „Ich bin nahe daran, Lucrezia zu verfluchen“, tönt es von ihm noch nahe dem Ende seines Lebens. Sie zerbrach den Becher, aus dem sie getrunken. Nach fast zehnjährigem Zusammensein erfolgte 1847 ein radikaler Bruch. Im März 1848 sah er — von Krankheit bereits bis zur Unkenntlichkeit verändert — George Sand zum letzten Male. Sie drückte seine eiskalte Hand: „Frédéric!“ Er wandte sich wortlos ab. . . .

Wenn wir nun dem Liebesleben Chopins bis in seine Kindheitsverhüllten Anfänge zurückfolgen, finden wir, daß — allerdings in weniger ungezügelter Form — zarte, blumenhafte Neigungen ihn durch das ganze Leben begleitet haben. Es war geziert von einer Kette schöner, anmutiger Frauen. „Ich weiß, daß ich den Damen und den Musikern gefalle“, lächelte er schon nach den ersten Konzerten in Wien. Und bereits im Jahre 1829 hatte er in einer Sängerin der Warschauer Oper, Constantia Gladowska, sein „Ideal“ gefunden, das er „treu und aufrichtig verehrt“ und von dem er allnächtlich träumt, obwohl er dabei noch kein Wort mit dem jungen Mädchen gesprochen hatte. Diese Liebschaft bestand überhaupt vorwiegend in seiner Phantasie — in Wirklichkeit warf er, etwas leichtsinnig, in einem echten „Jungmännerbrief“ an seinen Freund Titus eine Bemerkung von seinen vielen „Schätzen“ hin. Im Grunde aber war es doch bloß Constantia, seine Frühlingssiebe im weißen Kleide, Rosen im Haar, die seine zwanzig Jahre begeisterte. Der leidenschaftlichen Komtesse Alexandra de Mariolles (der „Marioska“) widmet er zwar sein Rondo à la Masur op. 5, von der wunderlieblichen siebzehnjährigen Wanda Radziwill (der „Eva von Antonin“) sagt er, es wäre eine Wonne, ihre zierlichen Finger auf die Tasten setzen zu dürfen, die frühverstorbene Elise Radziwill hinterließ ihm „das Bild eines Engels, der für kurze Zeit auf die Erde verbannt war“ —, allein Constantia gab ihm in der Kunst seine erste, männliche Sehnsucht; seine süßesten Träume vertraute er nun dem Klavier an, und im Gedenken an sie schuf er das schöne, melancholieschimmernde G-Moll-Konzert. „Nach meinem Tode soll meine Asche unter ihre Füße gestreut werden.“ — Beim Abschied flossen ihre Tränen zusammen, und ein Ring am Finger blieb ihm als teuerste Erinnerung zurück. Die Trennung von der graziösen und liebenswürdigen Geliebten brachte überhaupt in seine Werke einen volleren Ton, größeren Aufbau und tieferen Inhalt. Nach 1831 war sein Herz ihr verbunden, wenngleich er auch die schönen Wiener Mädchen pries, und als Warschau

von den Russen eingenommen wurde, brach er in den Schrei aus: „Wo ist sie hin? Vielleicht in der Hand der Moskowiter? Ach — du — mein Leben!“ Sein Schmerz ist in den Werken jener Periode, C-Moll-Stüde, D-Moll-Präludie, A-Moll-Präludie, niedergelegt zu finden. Franz Liszt erzählt, daß auch sie ihn nie vergaß. Constantia umgab die Eltern Chopins mit töchterlicher Liebe, und noch Jahre darauf konnte sie beim Anblick seines Bildes tief erröten. 1832 entschwand sie seinem Dasein und heiratete bald darauf ganz prosaisch den Warschauer Kaufmann Josef Grabowski.

Aber nun kam Paris, und blendendere Gestalten tauchten auf. Seine Lieblingsjüngerin Marcelline Czartoryska, die vollkommene Delphine Potocka und andere große Schönheiten der feinsten Pariser Gesellschaft umschmeichelten, feierten, ersehnten den elegischen Polen, den „Refugie“, dessen diskrete Zurückhaltung doch das in ihm lodernde slawische Feuer nicht ganz verdecken konnte. Wie außerordentlich peinlich der Künstler in dieser Zeit auf raffinierteste Kleiderkultur hielt, welche unbegrenzte Bewunderung für Geschmack ihm eignete und wie ihn der kleinste Toilettefehler nervös zu machen imstande war, davon zeugt folgender Vorfall. Frau Delphine Girardin, die er sehr liebte, besuchte ihn eines Morgens. Sofort beim Eintritt bemerkte Chopin, daß ein leichter Streif Straßenschmutz an ihrem Rockrande hängen geblieben zu sein schien. Er näherte sich ihr unter den zärtlichsten Liebkosungen, versuchte aber doch gleich mit Scherz und Recken das unsaubere Kleidungsstück eifrig zu reinigen. So fürsorglich, gattenhaft bemüht zog er sich auch den Ausspruch der ihm herzlich zugetanen geistreichen Gräfin Platen zu: „Si j'étais jeune et jolie, mon petit Chopin,“ sagte sie, „je te prendrai pour mari, Hiller pour ami et Liszt pour amant!“ Ein frohes Tollen folgte nun für den Künstler, und es wird erzählt, daß er oft an zwei, drei Orten mit dem Herzen gefesselt war. — Liszt dagegen betont besonders seine strenge Unschuld und zarte Keuschheit.

Bis 1835 muß ihm aber keine Neigung tiefer gegangen sein. In diesem Jahre verbrachte er den Sommer mit seiner Familie in Karlsbad und traf auf der Rückreise in Dresden mit alten polnischen Freunden, den Wodzinski, zusammen. Die drei Söhne waren bei Chopins Vater in Pension gewesen, mit der kleinen Tochter Maria hatte er schon als Kind vierhändig gespielt. Er stand dann von Paris aus mit dem schönen, graziösen Mädchen in innigem Briefwechsel und bekam sogar als sichtlichsten Beweis intimsten Interesses Pantoffeln und neue Strümpfe von ihr geschickt. Der nächste Sommer sah ihn als Bräutigam Maria Wodzinskas in Marienbad, und als die Mutter des Fräuleins ihre Kur dort vollendet hatte, verbrachten die Liebesleute einige herrliche Wochen in Dresden. Alles war eitel Herrlichkeit und Schelmerei und der Abschied voll süßer Hoffnung auf eine nahe Vereinigung. Aber bald wendete sich auch diese Liebe für ihn zum Unheil. Maria Wodzinskas Herz gehörte ihm nicht allein. Sie wird als kühl, kokett und schwachhaft geschildert und schien zu derselben Zeit noch ein anderes Verhältnis zu dem polnischen Dichter Sloracki gehabt zu haben, der merkwürdigerweise Chopin zum Verwechseln ähnlich sah, gleich alt war wie er und im selben Jahre an derselben Krankheit starb wie unser Künstler. Die vermögende Edelbaine, mehr eitel als tief, zog eine Grafenkrone dem Künstlerlorbeer vor; sie gab Chopin ihr Wort zurück und vermählte sich 1837 mit dem Grafen Friedrich Starbeck.

Der Meister hat ihr in der F-Moll-Stüde op. 25 (ihrem Porträt, wie er sagt) und dem von glühendster Leidenschaft durchzogenen Eis-Moll-Notturmo ein zärtliches Denkmal gesetzt. Das Notturmo des unglücklich Liebenden: Nacht, Geheimnis und Schweigen und eine leise Klage — halb im Traum. . . . Die Enttäuschung aber war sehr groß, und auf dem Bündel Briefe der Maria stand von der Hand Chopins zu lesen: „Moia bieda“ (Mein Unglück).

Und nun leuchtete sich der Kranz von Frauen. Eine einzige — George Sand — trat auf, um den Künstler ganz mit dem Reichtum ihrer sprühenden Seele auszufüllen. Nach dem Bruch mit ihr ist seine beste Kraft dahin. Diese Wunde war tödlich gewesen. „Nichts fällt mir mehr ein,“ jammerte er, „ich bin wie ein Esel auf dem Maskenball!“ Wie weit war er von dem wohltemperierten, dem lutherisch heiter-strengen Meister Sebastian! Und so floh Chopin, wirr in Leid und Weh versunken, nach England und schleppte sich dort auf einer Bahre von Konzert zu Konzert, von Herzogschloß zu Herzogschloß. „Meine schottischen Damen sind ja sehr gütig,“ heißt es in einem Briefe, „aber — so — — langweilig!“

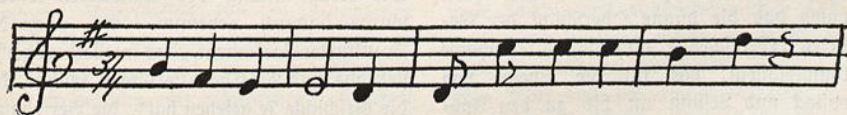
Sterbend kehrte er heim. Seine Freunde brachten ihn in einen schönen Garten in Chailot, der dem Leidenden Ruhe und klare Luft spenden sollte. Baronin Nathaniel Rothschild enthob den Totkranken seiner letzten Sorgen, wie 1832 der Baron Rothschild die Kämpfe des Ringenden gemildert hatte. Auch Miß Jane Sterling ließ ihm mit 25000 Fr. eine fast fürstliche Hilfe angedeihen und bewahrte bis zum Tode die Erinnerung dieser Liebe. Als er in seiner letzten bitteren Not in der Rue Vendôme lag, umstanden wieder zarte weibliche Gestalten das Lager. Seine Schwester Louise kam mit Gatten und Tochter, Marcelline Czatoryska (die seine musikalische Wesenheit im Spiel fortsetzte) benetzte seine Stirn mit den Tränen ihrer herrlichen Augen, und die vollendete Delphine Potocka sang ihm, mit erstickter Stimme, sein Sterbelied, die Arie der „Beatrice di Tenda“ von Bellini.

„Wie schön, ach — wie schön, . . .“ flüsterte Chopin verhauchend. Dann bat er um etwas Wasser, küßte die Hand seines treuen Schülers Gutmann, die er ihm bot, und verschied.

Rosen, Rosen, Rosen streuten schöne Frauen über seinen entseelten Leib, dem der Tod wieder allen jünglinghaften Reiz zurückgegeben hatte. Polnische Erde fiel auf seinen Sarg. Und die göttliche Biardot sandte ihm ihre Stimme in die Gruft, als der Meister unter den Klängen des Requiems von Mozart zur letzten Ruhe geleitet wurde.

Segen ihm! Sein junges Haupt ist uns von der Romantik eines zehrenden Leidens, der Tragik eines frühen Todes umflossen. . . .

Mich aber umspinnt ein feines Lied, eine leise Weise — der Sehnsuchtsruf des edlen, kranken Polen:



Könn' ich als Son=ne mich gen Him=mel he=ben — — —